

Hoffen

Jörg Splett, Offenbach

1. Hoffen ist weder Naivität noch „thinking positive“

„Niemals könnte ein Philosoph auf den Gedanken kommen, die Hoffnung zu einer Tugend zu erklären“, schreibt Josef Pieper.¹ In der Tat steckt sie nach Hesiod unter den Übeln in *Pandoras* Büchse.² Und ähnlich sagt unsere Spruchweisheit: „Hoffen und Harren macht manchen zum Narren.“ „Hoffen heißt Wolken fangen wollen.“ „Wer von Hoffnung lebt, der stirbt an Fasten.“ „Hoffnung ist das Seil, an dem wir uns alle tot ziehen.“ Kurz und bündig: „Der Hopf ist a Tropf.“³

Andererseits: „Mit Harren und Hoffen hat's mancher getroffen.“ Daraus hat man ein Programm „positiven Denkens“ entwickelt. Prentice Mulford: „Wir müssen ohne Unterlaß das Ideal unser selbst aufbauen; damit ziehen wir Elemente an uns, die immer helfend mitwirken, das ideale Gedankenbild zur Realität zu verdichten ... Ausdauer in dem Gedanken der Schönheit, der Kraft, der Jugend ist der Grundstein ihrer Realisierung. Was wir am meisten denken, werden wir sein!“⁴

Er hat recht mit dem Merksatz: „Wer Unglück erwartet, bittet darum und wird es auch zweifellos erhalten“ (27). Im Negativen zeigt die *self-fulfilling prophecy* am stärksten ihre Macht. Darum müssen wir uns dem Griff von Mutlosigkeit und Verzagtheit entwinden. Und nicht nur das, Hoffnung setzt vielmehr selbst in Bewegung. Niemand hat das wohl schöner (und seinerseits bewegender) ins Wort gebracht als Charles Péguy:

„Der Glaube, den ich am liebsten mag, sagt Gott, ist die Hoffnung.“ Der Glaube erstaune ihn nicht, da er so sehr „aus allen Poren der Schöpfung“ strahle. Auch die Liebe nicht (von der noch zu sprechen sein wird): „So unglücklich sind diese armen Geschöpfe, daß, außer sie hätten ein steinernes Herz, sie doch nicht anders können als einander lieben.“ Die Hoffnung hingegen! Alle Misere des Lebens – der Dichter vergleicht sie mit schrägem unerbittlichem, unermüdlichem Regen aus grauem Himmel – wandeln Men-

¹ J. Pieper, *Schriften zur Philosophischen Anthropologie und Ethik: Das Menschenbild der Tugendlehre*, in: Werke in acht Bänden. Hrsg. Berthold Wald. Bd. 4. Hamburg 1996, 263.

² B. Hederich, *Gründliches mythologisches Lexikon* (1770). Darmstadt 1996, 1873 (*Hesiod, Werke und Tage* 90–105 (manche deuten sie freilich auch als Gegengabe zu jenen; doch siehe 498–501)).

³ F. Seiler, *Deutsche Sprichwörterkunde*. München 1922, 318; L. Röhrg, *Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*. Freiburg u. a. 1992, 728.

⁴ P. Mulford, *Unfug des Lebens und des Sterbens*. Frankfurt/M. 1977, 19.

schen in Hoffnung, so wie Lothringens Erde, statt in „stehende Sümpfe voll Fieber und wimmelnd von grauslichem Getier“ zu vermooren, Wasser für Brot und Wein quellen läßt.

Derart trippelt das kleine Mädchen Hoffnung zwischen den beiden größeren Schwestern, als ob die Großen es schleppten; aber „sie ist es, die Kleine, die alles mit sich reißt“.⁵

Gleichwohl vermag das die Hoffnung nicht aus sich selbst – oder der Mensch aus eigener Kraft, sondern nur aus der „Nachfolge Jesu“ (33, 74): aus der Kraft seines Vaters. Der aber erkräftigt nicht bloß zu ihr. Péguy spricht eine „seltsame Umkehrung“ an, „ein seltsames Geheimnis, das geheimnisvollste von allen“: „Göttliche Tugend“ ist die Hoffnung zutiefst in dem Sinn, daß „als erster“ Gott selbst sie „für uns gehegt“ hat; „er hat damit angefangen, sie für uns zu haben“ (91, 101).

2. Hoffen ist kein Überspringen des Jetzt

Sprießt jedoch die Hoffnung zuletzt in Gottes eigenem Herzen, ist dann – angesichts seines Gott-seins – nicht längst „alles klar“ und entschieden? „Ist Gott für uns, wer ist dann gegen uns? ... Wer kann uns scheiden von der Liebe Christi“ (Röm 8, 31-35)? Kein Wunder, daß man Christen vorwirft, sie stünden gar nicht recht auf der Erde. Seinerzeit mahnten die Engel sie, nicht in den Himmel zu starren (Apg 1, 11); und heute sollen sie, anstatt vom Leben nach dem Tod zu reden, für ein lebenswertes vor dem Tode kämpfen.

Das „anstatt“ ist freilich töricht: Gäbe es denn wahres Leben *vor* dem Tod, wenn *in* ihm auf uns alle – Unterdrückte, Unterdrücker, Opfer, Henker, Sich-Heraushaltende – nur das selbe Nichts warten würde? Doch es stimmt, daß wir uns durchzuschlagen haben; die Ziel-Seligkeit steht noch aus. Ja, ist die Rede vom Weg nicht zu harmlos für den wahren Ernst der Situation? Nicht um Hindernisse, Aufenthalte, Abenteuer unterwegs, um Zögern oder Eile, Um- oder Abwege geht es, sondern um Entscheidung: Ja oder Nein.

Christi Liebe von uns kann tatsächlich niemand scheiden – sehr wohl indes uns von ihr: wir selbst. Das Ja Gottes zu mir ist unwiderruflich; doch macht es mich glücklich oder wird es – aufgrund meines Neins – zu ewiger Qual? Diese Anfrage kann weder Karnevalslaune („Wir kommen alle, alle in den Himmel...“) noch Heinescher Witz („*Bien sûr, qu'il me pardonnera; c'est son métier*“⁶) überspielen. Und ob der große Origenes dies wirklich wollte, mag hier offen bleiben. Jedenfalls läßt sich nicht sagen, der Selbst-

⁵ Ch. Péguy, *Das Tor zum Geheimnis der Hoffnung*. Einsiedeln 1980, 5–9, 124–126, 14f.

⁶ S. Freud, *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*, in: Studienausgabe. Frankfurt/M. 1959–65, Bd. IV, 108.

Ausschluß eines Geschöpfes wäre mächtig, die Seligkeit Gottes und der Seinen ewig zu stören, und könnte deshalb nicht sein. Genug, daß *hier* mein Schmollen einem, der mich liebt, unwiderbringliche Lebensstunden vergällt.

Wenn es aber derart an uns (an „dir und mir“ selbst) hängt – weil „alles in den Händen des Himmels ist außer der Gottesfurcht“ (Rabbi Hanina Ber 33 b) –: ist dann nicht umgekehrt schon unser Scheitern ausgemacht? Eine finstere Tradition von Augustinus an hat die Mehrzahl der Menschen verloren gesehen. In Reaktion darauf unterschlagen heute Verkünder die harten Drohworte Jesu und erklären als Frohbotschaft die Erlösung nicht von Schuld und Lieblosigkeit, sondern von unserer Angst und der menschlichen Situation als solcher. Doch wären wir so gänzlich zu entschuldigen, im Klar-text: unzurechnungsfähig, wo blieben dann wir selbst?

Nein, wen die Liebe zur Liebe einlädt, dem schenkt sie eben dadurch die Freiheit, ihr entsprechen zu wollen – oder nicht. Und was wäre nun über unser Wollen zu sagen im Blick auf unser Denken, Reden und Tun (oder Unterlassen)? Anderseits aber ist bislang die Einladung trotz meiner Harthörigkeit und meiner Herzenshärte nicht verstummt. Das schon verbietet Resignation und Verzweiflung. Es ruft nach Dank. Und weckt die Dankspflicht zur Erinnerung daran, daß ich mich dem An-gebot nicht stets und nur verweigert habe. „Dankes-Pflicht“; denn statt um „pharisäisches“ Vergleichen (Lk 18, 9-14) geht es darum, daß jemand, dem gut zu sein geschenkt ward, dafür dankt. (Selbstabwertung kann undankbar sein; sucht man sie gar, *um* nicht danken zu „müssen“?).

Dank aber, der in die Zukunft blickt, heißt Hoffnung. So bedeutet Hoffnungslosigkeit Undankbarkeit. Gott erwartet von uns, daß wir etwas von ihm erwarten (darum zürnt Jesaja dem König Ahas – Jes 7, 10-14). Und zwar gerade bei unserer Schuld. Verurteilt uns unser Herz, so ist Gott „größer als unser Herz, und er weiß alles“ (1 Joh 3, 20).

3. Hoffen ist dankbare Treue

Dieses „größer“ ist freilich keineswegs harmlos. Es erlaubt nicht den Rückfall in die Blasphemie Heines. Wie weit gehen kann, was hier gemeint ist, offenbart ein Kerngeschehen des Alten Bundes: Isaaks Bindung (Gen 22). Worin bestand Abrahams Prüfung, deren Bestehen ihn zu auch unserem Vater im Glauben (Röm 4,12) gemacht hat? Seit je scheint die Spannung von Tötung und Gottesgehorsam, von Ethik und Religion die Aufmerksamkeit zu fesseln, während Fachleute uns erklären, es gehe gerade um das Verbot der damaligen Kindesopfer. Ich möchte darauf hinaus, daß im Gehorsam Abrahams und darüber hinaus sein Glaube und seine Hoffnung erprobt wird.

Nicht bloß: ist er zum Opfer auch des Sohnes bereit? Sondern zudem: hält er selbst jetzt noch an der Wahrheit von Gottes Verheibung in gerade diesem Sohne fest (Gen 15, 4-6; 17, 19; 18, 17f)? Hier liegt die Spitzte.

Darum ja kommt Paulus zu der Erklärung, Abraham habe an die Auferweckung der Toten geglaubt (Röm 4, 17-22; ebenso Hebr 11, 17-19).

Die Christen sehen hierin eine Vorausdarstellung von Jesu Opfer. Jesus aber ist nicht bloß Isaak, sondern auch Abraham selbst. Denn wie dieser vertraut er auf Gott, seinen Vater, der ihn anscheinend verlassen, in dessen Hände er sich gleichwohl gibt (Mt 27, 46; Lk 23, 46).⁷ Hätten wir seinen Todesschrei (Mk 15, 37), wie manche wollen, als einen Schrei der Verzweiflung zu hören, wäre er nicht der „Urheber und Vollender des Glaubens“ (Hebr 12, 2).

Abraham wie unser Bruder und Herr halten im Entzug allen greifbaren Haltes und Trostes in gedenkender Treue fest an jenem Unfaßbaren, dem sie „Glauben geschenkt“ haben (2 Tim 1, 12). Und dahinter steht (in „seltsamer Umkehrung“) das unbeirrbare Festhalten Gottes an uns. Auf ihre je andere Weise lassen sich diese drei Hoffnungsvollzüge wohl doch am prägnantesten mit demselben Paulus-Wort beschreiben: „Gegen alle Hoffnung... voll Hoffnung“ (Röm 4,18).

So aber läßt sich dann auch jenes Hoffen benennen, das in ihrer Nachfolge wir leben sollen und dürfen: „Wider alle Hoffnung in Hoffnung glauben...“

⁷ Siehe für den inneren Übergang von An-Klage und Hingabe in Ps 22 selbst G. Lohfink, *Der letzte Tag Jesu*. Freiburg 1981, 74-76, 76: „*Eli attâ* – „Mein Gott bist du“ (22,11). Vielleicht war gerade dieser Gebetsruf der letzte Schrei Jesu, von dem Markus 15, 37 spricht.“ Jedenfalls würde das berichtete Mißverständnis plausibel: *Elijâ tâ* (aramäisch) – Elija, komm!